Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1915

89 (17.4.1915) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Karlsruhe, 17. April

Unterhaltungs-Beilage
des „Volksfreund“

Nummer 89 — 1915

In Nacht und Schnee an der Aisne.

Eine packende Schilderung von einem zurückgeschlagenen französischen Sturmangriff in Nacht und Schnee an der Aisne entwirft „ein Berichterstatter in der französischen Front“ in der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“. Vor dem Ort Attichy gelangt er in die Schützengräben der Franzosen und wird dem Kommandanten des 161. französischen Infanterieregiments vorgestellt, das hier liegt. Die Franzosen schnarchen in ihren Unterständen; es ist bitterkalt; Mond und Nebel weben geisterhafte Stimmungen durch die Dunkelheit. „Plötzlich, was ist das, wird die Ruhe noch unheimlicher? Was geht in der tiefen Schwärze vor sich, in der Schwärze, die mysteriös vor uns liegt? Ohren und Augen schärfen sich, und nichts vermögen sie zu erkennen. Ein kurzer Hauch streicht über unsere Köpfe, dann wieder Stille. Alles Sein konzentriert sich von neuem im Auge und im Ohr. Aber vergebens! Der Puls jagt wie eine anstürmende Truppe durch Nacht und Nebel. Plötzlich knackt es im nahen Wäldchen wie das Aufschlagen eines Nachtvogels. Dann wieder Stille, Stille, die die Nerven tötet. Den Wald hat aber die Nacht und der Nebel noch im Arm, den Wald, der in Waffen starrt. . . . Eine Wolke deutscher Flintenschüsse faucht über unsere Köpfe. Die Grabenwache antwortet und pufft ihre blauen Bohnen ins Dunkel der Finsternis. Im Hallo erwachen die Schläfer in ihren Kasematten und stürzen zu ihren Waffen. Welch Durcheinander! Soldaten tauchen ihre Bajonette in ein Gefäß vergifteten Fettes, wie es bei den Franzosen in Friedens- wie Kriegszeiten üblich ist, dann setzen sie noch einmal die Kognak- oder Branntweinflasche an den Mund, um sich Mut anzutrinken, denn ohne Rausch ist auch der tapferste Franzose ein Waschlappen. Die Salven tönen herüber und hinüber.“ Die tapfern Feldgrauen sind kaum 20 Meter entfernt; ihre Kugeln fauchen den Franzosen um die Ohren, die das Feuer fieberhaft erwidern. Plötzlich hört das Schießen auf deutscher Seite auf. „Ermüdet sinken die Mannschaften hin, die Kehle trocken, die Hände an den heißen Flintenläufen verbrannt; die Finger zittern und die Augen tränen. Ein jammernswerter Anblick! Wir Säue stürzen sie sich auf die mit zweifelhaftem Wasser gefüllten Behälter und leeren sie aus. Der Typhuskrankheit, die in den französischen Schützengräben so arg grassiert, wird dadurch noch Vorschub geleistet.“ Rasch müssen sie sich aufs neue bereit machen, denn man erwartet einen zweiten Ansturm der Deutschen vor Tagesgrauen. „Die Franzosen haben sich nicht getäuscht. Von neuem beginnen über unseren Köpfen deutsche Kugeln zu pfeifen, und das Geknatter kommt von Minute zu Minute immer näher. Diesmal schleichen sie sich nicht lautlos mehr heran, sondern mit einem kräftigen Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!“ stürmen sie uns entgegen. Hell und fest klingt der Trompetenschall, der im Walde sein Echo wiederfindet. Ruhig und ernst erwarten die Franzosen den deutschen Ansturm. Ab und zu heben einige von ihnen den Kopf über die Erdbrüstung, um zu sehen, ob sie bald kommen, aber meist bezahlen sie das mit ihrem Leben. Plötzlich gibt es einen hellen Schein am nächtlichen Himmel, und die französische Feuerlinie ist in Sonnenhelle getaucht. Das tut den Franzosen nicht gut, wenn ihre heimtückischen schwarzen Augen vom glanzvollen Strahl eines deutschen Scheinwerfers getroffen werden. Sie sind geblendet und sollen jetzt noch kämpfen?“ Der französische Oberst meint, dem Feinde zuvorkommen zu müssen und befiehlt seinerseits den Angriff. „Der Major eilt noch einmal durch die Reihen, erteilt kurze Befehle: „Nicht schießen! Bei jedem Halt! sich auf den Boden werfen. Nach jedem Geschoßregen auf und vorwärts, gegen die Maschinengewehre zuerst! Mut, meine Kinder, und euren Mund halten bis zum Wald.“ Die Krankenträger haben nun auch den letzten Verwundeten aus dem Graben gebracht. Und mit einem Male steht das Regiment dem Sensenmann gegenüber, der Wirklichkeit des Todes. Darüber denken sie nicht nach, dazu läßt die Phantasie keinen Raum mehr. „Nicht mehr feuern! Vorwärts mit dem Bajonett! Für Frankreich!“ ruft der Major. Die Gesichter der Franzosen sind blaß, verzerrt. Wie Teufel rennen sie, durch Schnaps betrunken (jeder französische Soldat erhält täglich einen Liter Rotwein und einen halben Liter Branntwein, Kognak oder Rum), der feldgrauen Menschenmauer entgegen. „Ihnen voran der schmächtige Oberst. Sie alle rennen das tolle Rennen des Sieges! Das gewohnte Summen der Kugeln über unseren Köpfen; die Feldgrauen schießen zu hoch. Hier und da krepieren einige Granaten, und dann setzt das rhythmische, aber schreckliche Ta-ka-ta-ka der Maschinengewehre ein. Die Franzosen liegen glatt auf dem Bauch und versuchen weiterkriechend an den Feind heranzukommen. Aber vergebens! Die Reihen lichten sich bedenklich, mancher strauchelt und mancher bleibt stumm liegen. Was für ein Hagel von deutschen Kugeln! Und welch schrecklicher, höllischer Granatentanz in der Nachtluft! Immer wieder fahren sie dahin und säen dort und da den unerbittlichen Tod. Kriechend und schießend winden sich die Franzosen über den blutigen Schnee, über bereits erkaltete Kameraden. Da plötzlich schweigt das Feuer. Deutsche Trompeten blasen zum Sturm. „Auf! Marsch! Marsch! Marsch!“ bricht es mit Hurrah und Hoch aus dem dunkeln Wald hervor. Voran ein Hauptmann, dann zehn, hundert, tausend Feldgraue. — „Hurra!“ — „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!“ Nichts vermag den deutschen Ansturm zu brechen. Ein furchtbarer Nahkampf beginnt. Mann gegen Mann ermorden sich unter Flüchen, Wehklagen und Röcheln. „Zurück Zurück!“ brüllt fliehend der Rest der Franzosen. Blutige Bajonette durchdringen ihre Leiber, Gewehrkolben prasseln wie Keulenschläge über ihre Köpfe. In Blitzeseile vollenden deutsche Bajonette ihr blutiges Werk. Blaß vor Aufregung und Wut, ohnmächtig im Zorn jagt ein Häuflein Rothosen auf Attichy zu. Ein donnerndes „Hurra, der Kaiser!“ fliegt aus dem eroberten Graben wie rauschende Wogen zu uns hinüber.“ (8.)

Aus Feldpostbriefen.

Ein Karlsruher Parteigenosse, Mitglied des Arbeitergesangvereins „Bruderbund“, schreibt an seine Sangesgenossen:

Belgien, den 25. März.

Sofort nach Empfang des Paketchens vom 14. März von Euch, will ich durch einige Zeilen danken. Mit Freude begrüßte ich das Wiederaufleben unserer Arbeiterorganisationen und Vereine und besonders die Nachrichten über den guten Fortbestand unseres „Bruderbundes“. In schweren Stunden weilten meine Gedanken gar manchmal schon bei Euch, liebe Sangesbrüder, und daß auch ich schon schwere Stunden gehabt habe, darüber will ich Euch einiges erzählen, da ich aus dem Schreiben ersehe, daß Ihr Interesse für die Erlebnisse Eurer Sangesgenossen habt. Da Ihr nun anscheinend meine Karten von früher nicht erhalten habt, will ich zunächst bei der Vergangenheit anfangen.

Als ich am 19. Oktober in Belgien bei Paschendaale-Mersleede zum erstenmale ins Gefecht kam, wurde es mir sofort bewußt, welche Stunden für uns hier gekommen sind. Am 19. Oktober, nachmittags 3 Uhr, kamen wir ins Gefecht mit den Engländern um die Stadt Morsleede, welche wir noch am Abend im Sturm nahmen, das war bereits schon ein harter Kampf. In vorderster Linie, als Gefechtsordonnanz, war ich mit einer der ersten, der die gänzlich verlassen scheinende Stadt betrat. Ringsum auf viele Kilometer brannten die durch deutsche und englische Brandgranaten in Brand geschossenen Windmühlen und Gehöfte, aus welch letzteren mehrere Franktireurs geholt wurden; über ein Teil von ihnen wurde am Abend noch das Todesurteil verhängt und durch Erschießen vollstreckt. Nach der Besetzung der Stadt Morsleede entwickelte sich der Kampf um Paschendaale, Sonnebecken und die dabei in der Nähe gelegenen Höhenstellungen der Engländer. Durch unübersichtliches Gelände, Buschwerk, aus welchem der Gegner von den Bäumen herunter auf uns schoß, über sumpfige Wiesen, von Gräben und Drahtverhauen durchzogen, ging es im Sturm hinweg. Hier schlug sich unser Regiment mit einer Tapferkeit, welche in der Kriegsgeschichte ihre Anerkennung finden wird. Viel junges Blut floß hier, manch junges, hoffnungsreiches Leben ging da verloren — aber es ging nicht anders, wir mußten vorwärts, um den Siegen an unserer deutschen Fahne einen neuen hinzufügen zu können, was uns auch vollauf gelang, denn heute noch sind die Städte Morsleede, Paschendaale und die davor geschobenen Stellungen in unserem Besitz.

Nach den Kämpfen um diese Stellungen begann der Schützengrabenkampf. Stunde um Stunde wurden flüchtig neue Schützengräben aufgeworfen, die aber mit denen, die wir heute haben, nicht verglichen werden können; sie bildeten nichts als eine Brustwehr gegen Gewehrkugeln. Schutz gegen das auch nur allerleichteste Artilleriegeschoß fand man hier nicht und doch mußten wir täglich hunderte von Granaten und Schrapnells über uns ergehen lassen und wäre wahrlich von uns keiner mehr am Leben, wenn nicht ein großer Prozentsatz von ihnen zur Kategorie der „Blindgänger“ oder „Ausbläser“ gehört hätte. Von 50 feindlichen Geschossen konnten wir 21 nichtkrepierende zählen. Aber nicht nur die Schießerei machte uns zu schaffen, sondern auch die Verpflegung. Schwer nur konnten damals unsere Feldküchen in unsere Stellungen vorfahren, weiße Rüben bildeten mehrere Tage hindurch unsere Kost.

Am 3. November kam dann für unser Regiment der Sturmangriff auf Male Mole. Morgens 6,40 Uhr rückte meine, die 6. Kompagnie, mit der 8. Kompagnie unseres Regiments in die für sie bestimmte Stellung. 7 Uhr fertig zum Sturmangriff, eine Gewitterstille herrscht, nur selten fällt ein Gewehrschuß. 7,15 Uhr: der Hornist bläst; Befehl: gruppenweises Vorarbeiten, Marsch, marsch, Trommelwirbel und vorwärts gings. Die Maschinengewehre knattern, hinweg wird gesprungen über den vor uns von Landwehrleuten besetzten Graben. Jetzt kommen die Granaten und Schrapnells. Doch nichts hält uns auf, bereits kommen einige Dutzend „Rothosen“ gelaufen, da — Btsch — ich bin verwundet, ein Gewehrschuß in die Hand machte mich kampfunfähig und ich teilte das Schicksal mit hunderten von Kameraden an diesem Tage. Zurück mußte ich nach der Heimat ins Lazarett, wo ich mich bis Anfang Januar befand. Jetzt bin ich bei der Fernsprechabteilung unseres Regiments und werde Euch in einem späteren Briefe eine Schilderung über mein jetziges Dasein geben. Ich kann Euch liebe Sangesgenossinnen und Genossen nur mitteilen, daß ich mich noch mit meinen Kameraden froh und munter fühle. Jetzt will ich schließen, denn Eure Gabe läßt mir keine Ruhe, ich muß dahinter. Herzlichen Dank! Auf Wiedersehen!

A. W.
(1987 — 9.)

Vermischtes.

Wie Yuanschikai Gottesdienst abhält. Eine bemerkenswerte und durch ihre Begleitumstände sehr charakteristische Zeremonie fand in den letzten Tagen des vergangenen Jahres in Peking statt: Der Präsident Yuanschikai beging seit der Abdankung der Mandschu-Dynastie im Jahre 1912 zum erstenmal das höchste religiöse Fest in China, die Feier der Wintersonnenwende. Zum erstenmal in der Geschichte Chinas wurde dabei das heilige Opfer nicht von einem Kaiser dargebracht. Wie ein Berichterstatter der „Daily News“ aus Shanghai meldet, war der ganze Weg, der vom Palast des Präsidenten zu dem Altar des Himmels führt, von einer dichten Doppelreihe von Soldaten bewacht, die einander mit dem Rücken zugekehrt standen und die einen nach innen, die andern nach außen ihre aufgepflanzten Bajonette gefällt hielten. Alle Läden dieser Hauptstraße waren geschlossen und verrammelt; die Straßenkreuzungen waren mit besonders verstärkten Wachen besetzt; bei Todesstrafe war allen Bewohnern der Straßen verboten, während der ganzen Zeit, die der Präsident von seinem Palast abwesend war, zum Fenster herauszusehen. Einigen wenigen ausgewählten Fremden, deren guter Gesinnung man sicher zu sein glaubt, war gestattet, an dem Chienmen, dem großen Stadttor, sich aufzustellen und sich den „Festzug“ anzusehen, soweit das bei den dichten Reitermassen und dem vielen aufgewirbelten Staub möglich war. Diese von Bajonetten umzäumte Straße fuhr nun der Präsident entlang in einem Panzer-Automobil, das so schnell fuhr, als die es rings umgebenden Reiter im stärksten Galopp sprengen konnten. Ein Panzerautomobil war ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, denn die alten Kaiser waren, solange sie am Altar des Himmels opferten, stets in einem von Elefanten gezogenen Wagen langsam daher gefahren. Im übrigen wurde das durch die Gesetze der chinesischen Religion vorgeschriebene Ritual sorgfältig befolgt. Nur verzichtete man darauf, wie es sonst üblich war, einen ganzen Ochsen zu verbrennen und der Präsident vollzog auch nicht den vorschriftsmäßigen Kotau, sondern verbeugte sich nur vor dem Altar, vor dem die Kaiser sich der Länge nach hingeworfen hatten. Die Kaiser hatten auch stets vor dem Opfer die ganze Nacht in einem neben dem Altar gelegenen Saal verbracht in Nachdenken und strengem Fasten, um sich würdig auf die heilige Handlung vorzubereiten. Yuanschikai machte sich die Sache bequemer und war im ganzen nicht mehr als eine Stunde von seinem Palaste abwesend. Unter den Klängen einer heiligen Musik, dem dumpfen Bittgesang der Priester, mächtigen Weihrauchwolken und den Huldigungen der Anwesenden stieg der Präsident die Marmorstufen des großen Altars empor und begann unter wolkenlosem blauen Himmel das Opfer. Er bot den Göttern ein blaues Blatt Papier dar, auf das mit Zinnober Gebete geschrieben waren, dann eine Schale, die das Blut und Haar eines am Tage vorher geschlachteten Ochsen enthielt, Seide, Suppe, Wein, Korn und Jet. Alles mit Ausnahme des Jet wurde verbrannt, in dem großen Weihkessel neben dem Altar. Eine Neuerung bei diesen alten Gebräuchen war es, daß der Präsident einen Becher mit Wein von einem Diener nahm, ihn ehrfurchtsvoll gegen den Himmel erhob und dann einem anderen Diener überrreichte, „zum Zeichen, daß er als ein erwählter Beamter sich mit denen um ihn gleich fühle“. Dann wurden die Opfergewänder mit den gewöhnlichen vertauscht, und es erfolgte die Rückkehr zum Palast in demselben wilden Eilgalopp des Panzerautomobils wie die Hinfahrt.

Wogegen jetzt erst recht auch gekämpft werden muß . . . Was für üble Wirkungen der Krieg mit sich bringt, hat man auf dem Gebiet der Kunst leider auch an manch bedeutendem Künstler erfahren. Alle Nationen, alle Sprachen leiden darunter; die tugendhafte Entrüstung über die andern ist billig. Aber die Verheerungen, welche der Krieg hier anrichtet, gehen in die Tiefe durch das Mittel jener bürgerlichen Anzeigenpresse, die systematisch an der Verflachung und Verdummung ihrer Leser arbeitet. Die bezieht ihre „Literatur“ zum Teil aus gewissen literarischen Bureaus, die von vornherein mit dem Bedürfnis und dem Geschmack dieser Zeitungen rechnen. Da liegt vor uns ein Prospekt solch eines Bureaus, das einer verehrlichen Redaktion zwei Romane anbietet. Der eine heißt „Sieg“, ist ein „Kriegsroman aus der Gegenwart“ und schildert nach der beigefügten Inhaltsangabe nicht mehr und nicht weniger als den Weg eines österreichischen Reserveoffiziers, der „seine Braut just an dem Tage eines herrlichen Sieges seiner Armee durch die beflaggten, jubelhellen Straßen zum Altar führt“. Na, schön. Dazu wird noch bemerkt: „Der Roman darf unbedenklich von allen Familienmitgliedern gelesen werden!“ Jawohl, die Vertrottelung ist auf kein Alter, kein Geschlecht beschränkt und immer zeitgemäß. Noch zeitgemäßer, noch allgemeiner interessant ist freilich der zweite Roman. Aber das muß man wörtlich lesen:

„Tönender Schall. Originalroman von †††. Inhalt: Graf Hochheim, ein hoher Beamter am Hofe, gerät in den Verdacht, homosexuellen Kreisen anzugehören. Er wird deshalb in einem Blatte öffentlich angegriffen, der Redakteur wird vor Gericht gestellt. Nur durch das Zeugnis der Frau seines Freundes, des Geheimrats v. Münzel, gelingt es ihm, sich von dem Verdacht zu befreien. v. Münzel muß nun natürlich annehmen, daß seine Frau mit dem Grafen in sträflichem Verhältnis gestanden hat. Er will die Scheidungsklage einleiten, als der Krieg ausbricht. v. Münzel zieht in den Krieg, Graf Hochheim begibt sich auf Reisen. Alle seine Worte waren „tönender Schall“.

Der Roman spielt in höchsten Kreisen, gibt klare Einblicke in ein nur wenigen bekanntes Land, ist aber durchaus dezent und vornehm im besten Stil geschrieben und dürfte von bedeutendem literarischem Werte sein.“

Gegen diese Verpestung der Gehirne mit Lesedreck gibt es nur ein Mittel: den Selbstschutz. Wer ernstlich an sich und seiner Klasse arbeitet, wie es der Proletarier, der klassenbewußte Arbeiter, soll und muß, der wird solche Romane meiden, indem er eine Presse verjagt, die den Geist solcher Romane pflegt. Hochaktuell! Nichts ist aktueller als der Kampf des Arbeiters um seine Zukunft, und in diesen Zeitläuften erst recht.

Heiteres.

Wahres Geschichtchen. Wir haben in der Schule ein Konzert zum Besten der Krieger. Zur Hauptprobe waren auch Elementarschüler zugelassen. Als die Frau Direktor, von einem Lehrer am Flügel begleitet, ihre Lieder gesungen hatte, fragte ich einen Kleinen:

„Wie wars?“

Und der sagte: „Der Lehrer hatte eine feine Musik gespielt. Wenn nur die Frau nicht egal 'neingeredet hätte!“ (Jugend.)

Unsere Minna wird von ihrem in Polen kämpfenden Grenadier über die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz durch recht häufige Feldpostbriefe auf dem Laufenden erhalten. Da ich ihr Vertrauen genieße, bekomme ich die Briefe jedesmal zu lesen. Der letzte hatte folgenden Schluß: „Gesund bin ich noch, obgleich gestern eine Granate dicht vor mir krepierte, was ich auch von Dir und der gnädigen Frau hoffe. Dein Wilhelm.“ (Jugend.)

In einer süddeutschen Stadt, die zahlreiche Kriegsgefangene beherbergt, arbeiten einige Franzosen an einem neuen Bahndamm. Ein in einen warmen Mantel gehüllter dicker Bürger sieht zu, wie sie schaffen, ärgert sich aber bald über einen, den er dabei erwischt, wie er die kaum ein halb dutzendmal gebrauchte Schaufel wieder lässig hinlegt. Mit entrüstet zur Erde deutendem Zeigefinger geht er auf ihn zu und schnaubt: „Travaillez, travaillez!“ (Arbeiten Sie!) Der Franzose schaut ihn mitleidig an: „Gelle, Ihne is net gut, daß Sie auf englisch phantasiere? Gehe Se ham ins Bett!“ Er war an einen Einheimischen geraten, der den Franzosen zeigte, wie mans macht. (Jugend.)

Mitschuldig. Eine elegante Dame ging, so erzählt der „Corriere“, in den Anlagen außerhalb der Stadt spazieren, als sie einen Knaben beobachtete, der sich daran machte, ein Vogelnest auszuheben. „Du böser Junge!“ rief sie ihm entrüstet zu, „hast du kein Herz? Denkst du nicht daran, welchen Schmerz die Mutter der kleinen Vögel empfinden wird, wenn sie zurückkehrt und das Nest leer findet?“ „Ach, ihre Mutter ist tot,“ antwortet der Junge völlig ungerührt. „Woher weißt du denn das?“ fragte die Dame, die wohl einer weiteren Untat des kleinen Burschen auf die Spur zu kommen glaubte. „Sie sitzt auf ihrem Hut, gnädige Frau!“ rief der Schlingel und machte sich schleunigst aus dem Staube.